

Wöchentlich erscheinen drei Nummern. Pränumerationspreis 22½ Sgr. (3 Thlr.) vierteljährlich, 3 Thlr. für das ganze Jahr, ohne Erhöhung, in allen Theilen der Preussischen Monarchie.

Magazin

für die

Man pränumerirt auf dieses Beiblatt der Allg. Pr. Staatszeitung in Berlin in der Expedition (Mohren-Strasse Nr. 34); in der Provinz so wie im Auslande bei den Wohlthl. Post-Ämtern.

Literatur des Auslandes.

N^o 12.

Berlin, Freitag den 27. Januar

1837.

England.

Die Britische Gelehrten-Versammlung zu Bristol im Jahre 1836.

Der Gedanke, eine Art von Parlament für die Gelehrten-Republic jährlich zusammenzurufen, entstand in der neueren Zeit zuerst in der Schweiz, wo schon 1815 unter dem Namen: „Allgemeine Helvetische naturforschende Gesellschaft“ ein zahlreicher Verein Schweizer Gelehrten zusammentrat und seitdem jährlich an einem anderen Orte seine Versammlungen hält. Der Verein hat bestimmte ordentliche und Ehren-Mitglieder und unterscheidet sich also schon hierdurch wesentlich von dem Deutschen Naturforscher-Verein. Dieser ward durch Oken ins Leben gerufen. Es war im Jahre 1822, als Oken in seiner Zeitschrift „Jäne“ eine Aufforderung ergeben ließ, in welcher er die Naturforscher zu einer ersten Zusammenkunft in Leipzig auf den 18. September einlud. Nur dreizehn Gelehrte, zudem meist nur Sächsische oder gar Leipziger, folgten der Einladung; doch gab man die Idee nicht auf, obgleich die darauffolgende Versammlung, 1823 zu Halle, nicht viel zahlreicher besucht war. Erst 1826 war die Zahl der Mitglieder auf 150 gestiegen, und 1828 zählte die Versammlung in Berlin an 500 Gelehrte. Der Zweck des Vereins ist, einen mündlichen Austausch der Ideen durch gegenseitige Mittheilung angestellter Beobachtungen und gemachter Entdeckungen zu befördern, ein Zweck, der durch die Presse nicht immer erreicht werden kann.

Die Franzosen, von denen man bei ihrem Nationalgange zur geselligen Mittheilung die erste Gründung, oder wenigstens die erste Nachahmung eines solchen Vereins erwartet haben dürfte, haben erst, so viel bekannt geworden ist, einen schwachen Versuch gemacht. Der Grund dieses scheinbaren Widerspruchs mit dem Französischen National-Charakter ist ganz einfach. Die Gelehrsamkeit, Kunst, Wissenschaft und Bildung der Franzosen ist in der Hauptstadt zusammengedrängt. Nicht nur die Centralisation aller Staats- und richterlichen Gewalten macht, daß man mit vollem Rechte behaupten kann, Frankreich läge in Paris, sondern auch der Mittelpunkt alles dessen, was das Leben zu verlängern, zu erheitern und irdisch und überirdisch zu erheben strebt, ist an Paris festgewurzelt, während das übrige Frankreich, je nach dem Geiste seiner Bewohner, hier nach geistiger Veredelung schwächet und dort sie, in tiefer Versunkenheit im Aberglauben des Mittelalters, verwünscht. Die Französischen Gelehrten, das heißt also die Pariser, können sich täglich leicht Mittheilungen machen, ohne einen bestimmten Verein zu bilden und ohne kostspielige Reisen machen zu müssen.

Anderer verhält es sich mit England, wo nicht nur die beiden höchsten Landes-Universitäten mit ihren riesenhaften wissenschaftlichen Sammlungen von der Hauptstadt getrennt sind, sondern auch, wie in Deutschland, Gelehrte, Künstler und Dichter an verschiedenen Orten der drei vereinigten Länder anzutreffen sind. Als der Deutsche Naturforscher-Verein anfang, auch im Auslande mit Interesse betrachtet zu werden, setzten berühmte Englische Gelehrte übers Meer, um an den Verhandlungen Theil zu nehmen, und dies mag noch mit dazu beigetragen haben, daß auch in England sich ein gleicher Verein bildete. Die erste Versammlung fand zu York im Jahre 1831 statt, und die vorjährige zu Bristol. Der Verfasser der folgenden Betrachtungen über den Zweck, die Form und die Erfolge dieses Vereins ist, wie er selbst gesteht, ein thätiges Mitglied desselben, und seine Bemerkungen, die an sich interessant genug sind, werden durch Hervorrufung mancher Vergleichung zwischen dem Deutschen und dem Englischen Vereine für den Deutschen Leser um so schätzbarer. Wir lassen den Verfasser jetzt selbst reden:

„Der vorzüglichste Nutzen, der unmittelbar aus dem Streben dieses Vereins entspringt, ist, den Sinn für die Natur-Wissenschaften unter alle gebildete Klassen zu verbreiten. Der ostensibele Zweck der Gesellschaft: „die Beförderung der Wissenschaft“, hingegen, kann nur indirekt erreicht werden. Nicht in den geräuschvollen Sälen solcher Vereine werden die Mittel bereitet, wodurch man Eroberungen in der terra incognita der Natur macht; dem Fleiße der stillen Klausur, den einsamen Anstrengungen des Laboratoriums hat man sie noch immer zu verdanken gehabt.

Wollen wir aber damit sagen, daß der Name: „Gesellschaft zur Beförderung der Wissenschaft“, ein falscher ist? Keinesweges. Ohne Zweifel hat die Gesellschaft ein mächtiges Werkzeug in Händen, das Reich menschlicher Kenntnisse zu erweitern, aber es darf nicht so ge-

braucht werden, wie manche Mitglieder glauben. Gemeinnützigkeit wird ihr unmittelbarer Erfolg seyn. Myriaden von Menschen werden für die Wissenschaft gewonnen und werden belehrt, wie und welche Kenntniß sie zu erwerben haben; sie werden gleichsam als Rekruten in der großen Armee der Wissenschaft eingereiht, in welcher sie selbst später durch Verdienste Hauptleute und Anführer werden. Von diesen Myriaden würde ohne die Anregung und Wirksamkeit des Vereins kein Einziger seinen Geist den Kenntnissen zugewendet haben, während doch jetzt bei solcher allgemeinen Bestrebung die Möglichkeit der Erscheinung eines neuen Newton oder Laplace um vieles erleichtert wird. Außerdem darf man hoffen, daß manche neue Phänomene entdeckt und beobachtet werden können, wenn so viele wohlgerichtete Augen sich nach dem Firmamente oder dem Schoße der Erde wenden. Männer, welche früher bloß in passiver Anschauung und Wundersucht auf die Werke der Schöpfung saßen, werden sie jetzt mit nützlicher Neugierde und geschickter Aufmerksamkeit betrachten, und wo sonst nur unwissende Bewunderung war, die zum Aberglauben und zum Beschränken des menschlichen Geistes führte, wird jetzt eine Bewunderung für den Urheber der großen Schöpfung allgemein werden, die sich Rechenschaft zu geben weiß, und immer streben wird, ihre Gegenstände klarer zu sehen.

Daß aber die Britische Gesellschaft solche und andere schöne Zwecke vollständig und bald erreichen wird, wenn nicht eine größere Sorgfalt auf ihre Organisation und Operationen verwendet wird, bezweifeln wir sehr. Wir haben bei einer früheren Gelegenheit sowohl über die Gesellschaft als solche, als auch über ihre vorzüglichen Mitglieder unsere Meinung zu freimüthig und deutlich ausgesprochen, als daß wir aus Furcht, mißverstanden zu werden, jetzt dieselbe unterdrücken sollten, wenn es gilt, manche Punkte in dem Verfahren der Gesellschaft zu bezeichnen, die der Verbesserung fähig wären. Wenn wir diesmal nicht die Sprache des Lobes führen, so geschieht es nicht, weil wir das viele Lobenswerthe verkennen, sondern weil wir die allgemein für gut und edel anerkannten Grundsätze des Vereins und seine Verdienste zu loben für überflüssig halten müssen; dagegen aber glauben wir unserem Leser und vielleicht dem Vereine selbst eher zu dienen, wenn wir seine Aufmerksamkeit auf einige andere Punkte lenken.

Man sollte niemals vergessen, daß die so sehr zahlreiche Gesellschaft aus ganz verschiedenen Klassen mit verschiedenen Eigenschaften und Vorzügen besteht, die mehr oder minder Auszeichnungen, Ehrenstellen und Vortheile von der Gesellschaft zu erwarten haben. Es liegt daher am Tage, daß das Verfahren nicht ausschließlich nach den Wünschen einer dieser Klassen geleitet werden darf, am wenigsten nach den Wünschen der minder zahlreichen Klasse, obgleich sie auf der höchsten intellektuellen Stufe steht.

Es ist wohlbekannt, daß keine eigentliche Wahl zur Aufnahme in die Gesellschaft stattfindet, sondern daß man bloß von einem schon aufgenommenen Mitgliede vorgestellt wird und auf sichere Aufnahme rechnen kann, sobald man 20 Schilling für das laufende Jahr bezahlt. Deshalb ist die Gesellschaft nicht bloß sehr groß, sondern auch mit ihren Mitgliedern sehr veränderlich, weil immer die Stadt, in der die Versammlung stattfindet, ihre wohlhabenden Einwohner sendet, die im folgenden Jahr wieder durch die Einwohner einer anderen Stadt ersetzt werden. Zu dieser Klasse von Mitgliedern gehören auch diejenigen, welche aus der Nähe der Stadt der Neugierde wegen kommen, wie man zu einem Musikfeste u. dgl. reist; sie lassen sich ebenfalls nur für das laufende Jahr als Mitglieder aufnehmen.

Der jährliche Kongreß dauert 6 Tage, von Montag Morgen bis Sonnabend Abend. Sonnabends vor der Eröffnung der Sitzungen versammelt sich ein Ausschuss, der sich General-Comité nennen oder besser schelten läßt. Von diesem Ausschuss sollen alle Gesetze und Anordnungen für alle Sectionen des Vereins ausfließen, und alle Entscheidungen und Beschlüsse der sämtlichen Ausschüsse sind seiner Revision zu unterwerfen. Dieser General-Ausschuss besteht aus lauter Mitgliedern, die schon zu den Abhandlungen einer gelehrten Gesellschaft beigetragen haben. Den Sonnabend vor der ersten Sitzung sollen die Maßregeln der Geschäftsführung der folgenden Woche, insofern sie Präsidenten, Vice-Präsidenten, Secretaire und Ausschüsse betreffen, in Berathung gezogen und bestimmt werden. Wir sagen sollen, denn in Wahrheit hat der sogenannte General-Ausschuss nur eine nominelle Autorität, und wir glauben, daß er nicht einmal die Gewalt hat, die kleinste Veränderung in dem äußeren Geschäftsgang einzuführen. Wir wollen uns hierüber deutlicher erklären.

Beim Entstehen des Vereins hielt man es für nöthig, einige wenige Männer zu wählen, um manche Anordnungen in Detail zu treffen, die man nicht sogleich zur Berathung in eine größere Versammlung

bringen konnte. Diese Individuen nannte man: Council, und ihre vorzüglichste Aufgabe war, dem General-Comité Maßregeln vorzuschlagen, welche die Wirksamkeit der Gesellschaft befördern könnten. Dieses Council schlug nun nicht nur Alles vor, Präsidenten, Vice-Präsidenten, Ausschüsse und Anordnungen, sondern es sah auch, wie wir wissen nicht warum, Alles durch das General-Comité genehmigt und bestätigt. Ja, das Council wählte seine eigenen Mitglieder für das folgende Jahr. Seitdem ist die Ratification der Beschlüsse des Council's von Seiten des General-Ausschusses so sehr eine Sache, die sich von selbst versteht, geworden, daß man die Ratification gar nicht mehr hier für nöthig hält. Kein Mitglied der Gesellschaft kann jetzt mit der geringsten Hoffnung auf Erfolg versuchen, die Beschlüsse des Council's zu bestreiten; die Gesellschaft wird also von einigen sich selbst wählenden Individuen beherrscht; und so sehen wir denn schon in dieser jungen Anstalt die alten Mißbräuche einer geschlossenen Körperschaft. Wir waren bei der Versammlung zu Bristol Zeuge, wie ein berühmter Gelehrter, der noch dazu ein sehr thätiges Mitglied der Gesellschaft ist, sich erhob, um einige Verbesserungen im Geschäftsgange vorzuschlagen; man erklärte ihm, daß diese nur vom General-Ausschuss angehört werden können, wenn sie vom Council kommen!

Doch entfernen wir uns einstweilen von den etwas zweideutigen Grundsätzen der Organisation und betrachten wir den praktischen Nutzen der Gesellschaft. Wir wollen nicht fragen: Wirkt sie Gutes? denn die Bedingung ihres Wesens verhindert sie, Böses zu thun, und Gutes muß aus dem Schoße ihres Wirkens hervorgehen, die Mißbräuche mögen noch größer seyn, als sie wirklich sind. Aber wir dürfen die Frage so stellen: Könnte sie nicht Besseres wirken? und wir antworten ohne Bedenken: Ja!

Die Diskussionen, welche das eigentliche Geschäft des jedesmaligen Kongresses bilden, sind zweifach; erstlich die tägliche in den Sectionen, zweitens die Diskussionen, welche die ganze Gesellschaft jeden Abend beschäftigen. In den Sectionen werden allgemein wissenschaftliche Fragen besprochen, und man setzt voraus, daß die Mitglieder mit den Wissenschaften vertraut sind, die ihr respectives Fach sind. Das erste Erforderniß für den Fortschritt wäre jetzt, eine zweckmäßige Wahl der Gegenstände und einsichtsvolle und erfahrene Präsidenten. Ob in einer der Sectionen solche Wahlen getroffen worden sind, können wir nicht bestimmt sagen, aber wir können versichern, daß sie in vielen Sectionen nicht getroffen worden.

Die Ausschüsse der Sectionen mit ihren Präsidenten, Secretairen und anderen Geschäftsführern werden nicht früher als Sonnabend Nachmittag vor der ersten Versammlung ernannt. Die Sectionen selbst versammeln sich folgenden Montag und jeden folgenden Tag derselben Woche von 11 Uhr Vormittags bis 3 Nachmittags, manchmal dauert die Sitzung bis 4, je nachdem der Inhalt und das Interesse der Diskussion die Herren an ihre Ratheder fesselt. Gewöhnlich kommen sie um 4 Uhr zur Mittagstafel zusammen, niemals später als 3. Die allgemeine Versammlung der Gesellschaft findet darauf Abends 8 Uhr statt und dauert gewöhnlich bis Mitternacht. Unter solchen Umständen fragt man mit Recht, wann entledigen sich denn die Sections-Ausschüsse ihrer wirklich wichtigen Arbeiten? Sie müssen die Gegenstände für jeden Tag auswählen und ordnen, sie müssen Personen zur Geschäftsführung ernennen, sie müssen Zeichnungen, Modelle, Instrumente und dergleichen herbeischaffen und gehörig aufstellen lassen, viele schriftliche Anträge müssen geprüft und es muß darüber entschieden werden, und zu diesen Arbeiten ist ihnen die Stunde von 10 bis 11 jeden Vormittags an den Sitzungstagen eingeräumt. Es ist demnach kein Wunder, daß dann in den Sectionen so viele Menschlichkeiten mit unterlaufen, daß z. B. die Herren vom Ausschuss in den Saal kommen und selbst nicht wissen, worüber man eben jetzt sprechen wird. Die Stellen sind nicht immer mit Glück besetzt worden; die Präsidenten-Stelle ist gewöhnlich, aus Rücksichten auf äußere Verhältnisse, verließen und mit geringem Gefühl für die Pflicht der Thätigkeit angenommen worden. Innerhalb der Schranken dieser Gesellschaft sollten der Rang und der Titel am wenigsten für Aemter privilegiert seyn. Selbst das Genie der Gelehrsamkeit dürfte nicht auf Kosten der Thätigkeit für den Nutzen der Gesellschaft bevorzugt werden, und Brewster und Dalton, so hoch sie auch als Bierden der Gesellschaft stehen, würden doch die unbrauchbarsten Beamten für sie seyn.

Der Mangel guter Anordnung erscheint noch deutlicher in den General-Versammlungen. Hierzu drängt sich die eigentliche Masse der Zuschauer und hier allein sind auch Zuschauerinnen. Freilich kann man die Herren Gelehrten auch im Speisehause beisammen sehen; sie finden sich nämlich in einem und demselben Hause zur bestimmten Stunde ein; allein das Volk ist nicht zufriedener, die Wissenschafts-Messagerie bloß bei der Fütterung zu sehen, es drängt sich auch zur Schaubühne, wo der Löwe brüllt und andere Thiere brummen, summen oder singen. In diesem Falle aber sollten die Aufseher dafür sorgen, daß deutlich und hörbar, und für die Damen auch anständig gebrummt werde. Scherz bei Seite, diese Abend-Versammlungen leiden an noch größeren Unordnungen als die Sectionen, weil sie gar keine leitende Ausschüsse haben.

Wenn man nicht diese rauschenden Versammlungen gänzlich einsperrt, so wähle man Vorträge und Vortragende, die mehr zu den Umständen passen. Man lasse künftig Redner sprechen, die neben ihren gelehrten Kenntnissen auch Geschmac und Sinn haben, Anständigkeit zu vermeiden und sich nicht, wie bisher geschehen ist, Späße erlauben, die mit dem Orte und dem Ansehen der Gesellschaft nichts zu thun haben sollten, und durch welche sie sich den beleidigenden Namen der „Poffenreißerei“ zugezogen hat. Ja, bei der letzten Versammlung zu Bristol war noch mehr als Poffenreißerei, und wir wundern uns, daß man an Englische Matronen und ihre Töchter Worte zu richten gewagt hat, die wir hier uns zu wiederholen hätten, aber an die manche Väter und Ehemänner noch denken werden.

Bibliographie.

- German poetry for beginners. (Deutsche Dichtungen — von Lessing, Goethe, Schiller, Rückert, Uhland, Schwab u. s. w. — für junge Leute, die diese Sprache erlernen.) Herausgegeben von Dr. Bernays.
- Glenlonely. — Roman in 3 Bden. 31½ Ebl.
- Selection from the museum of the Vatican. (Schriften aus der Bibliothek des Vatican.) Von G. Whitwick. Fol. 10½ Ebl.
- Lectures on local nervous affections. (Vorlesungen über örtliches Nerven-Leiden.) Von Sir Benj. C. Brodie. 4 Ebl.
- A dialogue in the Devonshire dialect. (Gespräch in der Mundart von Devonshire.) Nebst einem Wörterbuche. Von J. F. Palmer. 3 Ebl.
- Modern society. (Gesellschaftsleben.) Eine Fortsetzung der Modern accomplishments, von Miss E. Sinclair. 7 Ebl.
- Spain and Barbary. (Spanien und die Berberei.) Briefe an eine jüngere Schwester. 6 Ebl.
- History of Ireland. (Geschichte von Irland bis zur Union.) Von Elizabeth Blacker. 4 Ebl.
- A chemical treatise etc. (Chemische Abhandlung über die epidemischen Fieber in Westindien.) Von W. J. Evans. 9 Ebl.

F r a n k r e i c h.

Proben aus Vidocq's Diebes-Lexikon.

(Schluß.)

Diese Art der Dieberei verlegt sich nicht bloß auf Gold, Edelsteine und Kostbarkeiten von Metall, sondern auch auf seine Kanten und Webereien. Ein verschmitztes Weib, Louise Limé, mit dem Zunamen „die Lütticherin“, in der Welt unter dem Namen einer Gräfin von St. Armont bekannt, bezog im Jahre 1823 zu Paris das Erdgeschoß eines Eckhauses der Rue de Lille und der Rue des Saint-Pères. Dieses Erdgeschoß hatte zwei Ausgänge, der eine führte auf den gemeinschaftlichen Hausflur, der andere in einen damals leer stehenden Laden. Nun hatte die Frau Gräfin in ihrem Zimmer eine solche Menge von Kasten, Schachteln und Kartons über einander gestapelt, daß man diese letztere Thüre nicht sehen konnte. Eines Tages versüßte sie sich in ein großes Modemaaren-Magazin und kaufte Spitzen zum Belaufe von 36 — 40,000 Franken für baares Geld. Am nächsten Tage kommt ein Commis mit der Waare auf ihr Zimmer. Sie beschäftigt Alles sorgfältig, macht den Karton wieder zu, verschürt und versiegelt ihn, und schiebt ihn hinter die Andern. Natürlich stand hinter dem Schachtelgerüst ein Duidam, der mit dem Raube durch die offene Thüre von dannen schleicht. Während dessen setzt die Frau Gräfin sich vor ihren Schreibtisch und zählt blankes, baares Geld wieder auf, Goldstücke und Thaler. Auf einmal bestimt sie sich und spricht zum Commis: „Wozu soll ich Sie mit dem schweren Gelde belästigen? — Es wird Ihnen wohl lieber seyn, wenn ich Ihnen Banknoten jable.“ Darauf schwart sie das Geld wieder zusammen, thut es in den Buntel, aus welchem sie es herausgenommen und schlüßte damit hinter ihre Schachteln. Im nächsten Moment hört der Commis einen Schlüssel im Schloß drehen: sie schließt ihre Kassette auf, denkt er sich. Darauf wird es eine Weile still, der Commis denkt, daß ihm die Frau Gräfin die Banknoten abzählt. Da es aber sehr lange dauert und die gnädige Frau gar nicht wieder hervorkommt, so faßt sich der Commis endlich ein Herz, hinter die Schachteln zu gehen, und hier sieht er die Bescherung. Alle Nachforschungen der Polizei, um der vermeinten Gräfin von St. Armont auf die Spur zu kommen, sind seitdem vergeblich geworden; Niemand weiß, was aus ihr geworden ist.

— Grinchir à location. Gegen diese Klasse von Grinchisseurs kann man sich nicht genug vorbeugen; sie sind äußerst gefährlich. Lacenaire hat seinen Lebenslauf mit dieser Kunst begonnen. Der Grinchisseur à location kommt nie allein, sondern zu Zweien oder Dreien, öfters in Begleitung einer Dame. Er sieht sich Zimmer und Wohnungen an, die zu vermieten sind; er weiß genau, was für Leute und wie viel ihrer in dem Quartier wohnen, und zu welcher Stunde sie nicht zu Hause sind. Wenn er das erste Mal kommt, sieht er sich höchst sorgfältig an allen Wänden und in allen Ecken um, kommt aber wegen des Miehens zu keinem Entschlusse. Das Streben verspart er sich für einen zweiten Besuch. Wenn dann der rechte Augenblick gekommen ist, so weiß einer von den beiden Gästen den herumführenden Dienerboten oder den Portier aufs Schönste zu unterhalten, während der Andere still ausräumt und minimmt, was er kann und was ihm gefällt.

— Grinchir à la broquille. Diese Art von Grinchisseur gebürt als eine besondere Spezies, eben so wie die Schlinger (avale-tout-crud) und die Almosenièrs (aumonièrs), zu dem Hauptgenus der détourneurs. Diese Klasse hat es hauptsächlich auf Juweliere und Galanteriewaaren-Händler abgesehen. Wer sich vor ihnen hüten will, der halte seine Augen stets offen und seine Taschen oder Glaskästen stets geschlossen. Das ist die erste und allgemeinste Vorsicht, aber nur die Einleitung zu einer Menge von anderen, deren man sich nach den Umständen bedienen muß. Gesetzt z. B. es tritt ein Fremder in den Laden und will Dinge oder Tchnadeln kaufen, so darf der Kaufmann, wenn er nicht befohlen werden will, dem Käufer nie mehr als zwei Gegenstände auf einmal zur Ansicht in Händen lassen. Will der Käufer ihrer mehrere sehen, so muß der Kaufmann die ersten zurücknehmen und an ihre Stelle legen, bevor er ihm die anderen giebt. Die Kartons, die kleinen Schächtelchen und Blätter, worin und worauf man dergleichen Schmuckfachen präsentiert, dürfen daher nur für zwei oder drei und nicht für mehr eingerichtet seyn.

Diese Maßregeln und Einrichtungen sind unerlässlich; gleichwohl kann der Galanteriewaaren-Händler dabei noch beschoben werden und zwar wie folgt: Ein geschickter Broquilleur stellt sich ans Schaufenster

und besieht einen Ring, eine Nadel oder dergleichen, was da ausgelegt ist, sehr sorgfältig. Dann geht er zu einem Freijuwelier und läßt eine Nadel machen, die der ausgestellten auf ein Haar ähnlich sieht. Mit dieser falschen Nadel geht er in den Laden und handelt um die echte; der Preis, so billig er gestellt sehn mag, ist ihm immer zu hoch. Er giebt daher dem Kaufmann die Nadel, so er in Händen gehabt, wieder, natürlich nicht die echte, sondern die falsche; mit der echten empfiehlt er sich. Der Kaufmann müßte scharf zusehen, wenn er die Verwechslung im Augenblick bemerken sollte; denn das Blatt, die Nummer, die Bezeichnung, die Etiquette, die Seide sogar, womit die Nadel besetzt gewesen, Alles ist aufs Täuschendste nachgemacht.

Eine andere Klasse von Broquilleurs versteht die Kunst, die einfachen Goldringe mit Facetten, von denen jeder Juwelier mehrere Gebänge zur Auswahl für Käufer vorrätig hat, aus Kupfer nachzumachen. Man geht in den Laden, handelt um einen goldenen Ring, und vertauscht unvermerkt das eine Gebänge mit dem anderen; der Juwelier hängt die blanken Kupferinge in seinen Glasschrank und der Dieb geht mit den goldenen davon.

Zuweilen sieht man zwei Damen in anständiger, obwohl nicht durchaus eleganter Kleidung in den Laden des Goldarbeiters treten; sie wollen eine Halskette kaufen, gewöhnlich eine von feinem, gewirktem Golddrath. Sie suchen und wählen lang, ehe sie eine Qualität finden, die ihnen ansteht, und wenn sie sich endlich entschieden haben, so wollen sie vor Abschluß des Handels noch wissen, wie viel mal die Kette um den Hals gehen soll. Um genaues Maas zu treffen, schlingt die eine von beiden Damen der anderen die Schnur mehrmals um den Hals; im Armel aber hat sie eine kleine Schere stecken, womit sie ein ganzes Ende der Schnur abschneidet, so daß es vom Halse zwischen die Kleider hinabfällt. Wenn dies glücklich zu Stande gebracht ist, reden die Damen ab, daß sie so und so viel Schnur kaufen wollen, geben Draufgeld und empfehlen sich. So treiben sie's an einem Tage mehrmals an verschiedenen Orten. In der Kunstsprache nennt man dies: *la détourné à la cisaille*.

— *Haute-Pègre*. Derjenige Schriftsteller, den man schlechtthin den fruchtbarsten Modellisten nennt, dieser Schriftsteller, der seinen Lesern ein so mächtiges Interesse für seine Helden einzuspüren weiß, erzählt in einem seiner jüngsten Romane, im „Water Goriot“, von einer Spitzbubenbande, welche den Namen „die Schaar der Zehntausend“ führt, weil sämtliche Mitglieder einen Eid darauf geleistet haben, nie für weniger als 10,000 Franken zu stehlen. Wenn ein Mitglied dieser Verpflichtung beständig und treulich nachgekommen ist, so wird es von der Bruderschaft in aller Noth unterstützt und nie im Stich gelassen. Wenn wir abrechnen, was der geist- und phantastische Autor von seiner Erfindung hinzugeben hat, so wird ihm wohl dasjenige vorgeschwebt haben, was in der Dichtersprache „*la Haute-Pègre*“ heißt.

Unter diesem Namen begreift man nämlich die vornehmsten und angesehensten Mitglieder der Diebes-Corporation; diejenigen, welche der Republik glänzende Beweise von ihrer Klugheit und Tüchtigkeit gegeben haben; diejenigen, die eine besondere Kunst und Methode erfunden, lange Zeit hindurch ausgeübt und vervollkommen haben.

Der *Pègre de la haute* wird sich nie verablassen, Gegenstände von geringem Werthe zu stehlen; damit würde er seiner Autorität und seinem Talent zu viel vergeben; er treibt das Geschäft nur im Großen; er spart seine Geschicklichkeit für entscheidende und wichtige Gelegenheiten auf; das Volk, das Kleinigkeiten magst, nennt er verächtlich *Pègreots*, *Pègres à maréau*, *chiffonniers*, *blavinistes*. Die Corporation der *Haute-Pègre* hat ihre Gesetze, die zwar nicht schriftlich abgefaßt sind, die aber jedes Mitglied kennt und denen man strenger gehorcht, als die ehrliehen Leute ihren Staats-Gesetzen. Wenn der *Pègre de la haute* seine Kameraden nie verrathen, sie niemals in der Gefahr im Stich gelassen hat, so darf er zu jeder Zeit und in jeder Lage auf sie zählen; ins Gefängniß, ins Bagno, ja bis zum Fuße des Schaffots senden sie ihm Unterstützung. Der *Pègre de la haute* ist überall in den höchsten und in den niedrigsten Kreisen anzutreffen, in der Aneide und im Café de Paris, bei vorläufigem Tanz-Vergnügen und in den Rang-Logen der Italiänischen Oper; an jedem Ort trägt er das geeignete Kostüm, ungezwungen, mit Anstand und Leichtigkeit, heute im elegantesten Frack, den jedesmal Staub oder Quatreisen gearbeitet hat, morgen in der Jacke und in der Blouse. Wir stehen nicht dafür, ob er nicht je zuweilen die Epaulette eines General-Majors und die Stola eines Kirchenfürsten anlegt; in alle Formen schmiegt er sich und spricht alle Sprachen, die raffinierte des Salons und das Klauerwälsch des Bagno, mit gleicher Fertigkeit.

Die Mitglieder der *Haute-Pègre* moralisch bessern zu wollen, wäre vergebliche Mühe; sie stehlen nicht aus Noth, sondern weil es ihnen Vergnügen macht und weil sie daran gewöhnt sind; sie lieben das Handwerk, sie bedürfen der Aufregung, die es ihnen schafft. Im Gefängniß geht all ihr Sehnen und Trachten dahin, frei zu werden und von neuem zu stehlen. Unbarmherzig verspotten sie ihre Unglücks-Kameraden, die etwa Neue bezeugen und für die Zukunft Besserung versprechen.

Es giebt auch in der *Haute-Pègre* Verschiedenheiten der Stände und des Ranges. Am deutlichsten unterscheidet man ohne Zweifel den Spitzbuben aus Paris von dem Spitzbuben der Provinz. Der Pariser verlegt sich nur auf solche Geschäfte und Handgriffe, zu denen Gewandtheit, Scharfsinn und List gehört. Der Provinzialist läßt sich mehr auf Dinge ein, wo Kraft und Berwegenheit nöthig sind. Die Pariser Diebe liefern bei weitem das stärkste Contingent zur Bevölkerung der Zuchthäuser; in den Bagno's findet man meistens Diebe und Mänker aus der Provinz. Beiden Klassen indeß kann man nicht etwa zur Entschuldigung nachtragen, daß sie aus Unkenntniß der Gesetze sündigen; vielmehr

sind die *Pègres de la haute* durchweg vortreffliche Kriminal-Juristen; sie stehlen gleichsam mit dem Kodex in der Hand und wissen genau, was sie mit jedem Streiche verurtheilen.

Spitzbuben, die sich auf eine besondere Methode des Stehlens mit Liebe verlegt haben, befehlen sich schwerer und hängen weit fester an ihrem Beruf, als solche, die jede Gelegenheit mitnehmen. Man sieht leicht ein, warum. Wer nur in einem einzigen Genre arbeitet, erlangt binnen kurzem eine solche Sicherheit und Meisterschaft, daß er beinahe darauf zählen kann, nie ertappt zu werden; und wirklich, wenn man die Fälle durchgeht, wo Mitglieder der *Haute-Pègre* festgenommen und vor Gericht geführt worden sind, so wird man sich überzeugen, daß fast immer ganz ungewöhnliche, nicht vorherzusehende Umstände zu ihrer Entdeckung geführt haben.

Die *Haute-Pègre* rekrutirt sich in unseren Tagen aus den niedrigsten Klassen der Gesellschaft. Gleichwohl sehen die Mitglieder eine Ehre darin, bei allen Gelegenheiten Anstand und eine gewisse Seelengröße zu bewahren; sie sind überaus eitel und eingebildet. Man hat Beispiele, daß die ehemaligen Koryphäen dieser edlen Corporation mit ihren Epignamen, *Jambe d'argent* und *Cap de ville* genannt, mit Nachschlüsseln oder durch Einbruch in ein Zimmer gelangten und im aufgebroschenen Secretair neben den Geldsummen, von deren Vorhandensein sie Wind hatten, Pfandscheine des *Mont-de-piété* und anderweitige Papiere vorfanden, woraus hervorging, daß die pecuniaire Lage des Besitzers nicht zu den erheuchlichsten gehörte; dann verlegten sie zum Ersatz für den angerichteten Schaden alles Geld, was sie bei sich trugen, auf dem Kaminsims liegen zu lassen. Ja, es hat sich ereignet, daß ein anständiger Taschendieb dem ersten besten Freunde, der ihm begegnete, eine so eben gestohlene Uhr in die Hand drückte, wenn sie nicht von Gold war.

Menteli.

Eine biographische Notiz, von Charles Medier.

Im April-Monat des Jahres 1824 zogen drei neue Bewohner in das alte Gebäude des Arsenals ein, nämlich Herr St. Martin, Mitglied der Akademie der Inschriften und schönen Wissenschaften, als Administrator, — ferner ich, der Verfasser gegenwärtiger Notiz, als Bibliothekar, — der Dritte war ein ungarischer Gelehrter, Namens Menteli, dem die Obrikeit in dem allerhöchsten Kämmerlein des großen Gebäudes Obdach gewährte. Von diesen Dreien bin ich der Einzige, der noch lebt, wenn ein Zustand der Kränklichkeit und des Leidens überhaupt noch Leben heißen kann. Menteli, dem es bei seinem Gedächtniß und bei seiner stupenden Gelehrsamkeit nie an Vergleichen aus alter und neuer Zeit mangelte, würde mich heute mit dem Spartaner Diobadas vergleichen, der seine Gefährten nur überlebte, um sie zu begraben.

Wie es dem wackeren Menteli in seinem Leben selber ergangen, bevor er an das Arsenal gekommen, das ist ein Geheimniß, das Niemand je erfahren wird. Zwar war er sehr mittheilend; aber seine überströmende Gesprächigkeit ergoß sich in so verwirrer, unzusammenhängender, aus hundertlei Sprachen gemischter Rede, daß es unmöglich war, etwas davon zu begreifen. Ob er von Hause aus Geistlicher, Jurist oder Soldat gewesen, Gott weiß es! So viel ist gewiß, entweder hat er von Kindesbeinen auf eine Erziehung und einen Unterricht genossen, so bildend und so reichhaltig, wie Wenige, — oder er hat den Mangel des Jugend-Unterrichts durch die gewaltigste Arbeitsamkeit, durch den eifernsten Fleiß ersetzt, den nur jemals ein Mensch aufgeben konnte. Alle Sprachen, von denen die Gelehrten den Namen kennen, kannte er wirklich; er rühmte sich, gleich seinem Vorgänger und Muster Wilhelm Voßel, daß er von jedem beliebigen Punkt in Europa aus die nach China ohne Delmetischer reisen wolle. Slavisch, Arabisch, Persisch, Hebräisch, Griechisch und Lateinisch, — das waren so seine alltäglichen Gewohnheits-Sprachen, seine Gewohnheits-Sprachen, sage ich, denn er hatte sich aus der Vermischung aller dieser Idiome mit dem Französischen eine ganz eigene Sprache gebildet, in der er redete und schrieb. Zwar war er des Französischen in dem Grade mächtig, daß ihm, bei einigem Besinnen, vielleicht kein Ausdruck gefehlt hätte; aber die ungemaine Lebendigkeit seiner Ideen, die drängende und sich überschützende Raschheit seines Gedankenganges, die sich auch in der ungemainen Volubilität seines Sprechens betheiligte, litt es nicht, daß er hätte auf das rechte Wort in der einen Sprache warten sollen, wenn ihm hundert Worte aus hundert anderen Sprachen zu Gebote standen, um dasselbe zu bezeichnen. Erst wenn er die ganze Litanei von Synonymis hervorgegurgelt hatte und merkte, daß man ihn dennoch nicht verstand, dann erbarmte er sich, hielt eine Weile inne und warf für das Verständniß des verblühten Zuhörers das vulgäre französische Wort hin: „Na, das, das, wie's bei Euren Leuten heißt.“

Wie gesagt, damals vor dreizehn oder vierzehn Jahren kam das Ministerium auf den glücklichen Gedanken, Menteli zu einer Arbeit anzuwenden, der Niemand als er gewachsen war. Man gab ihm den Auftrag, in der großen Bibliothek des Arsenals die Sprache und den Gegenstand einer Menge von Manuskripten und Büchern zu bestimmen, mit denen die Allwissenheit unserer Gelehrten nichts anzufangen wußte. Für diese wichtige Arbeit sollte er 1800 Franken jährlichen Gehaltes beziehen. Ebe ein Monat verging, waren die Sprachen sämtlicher Manuskripte namhaft gemacht, sämtliche Titel überseht und Alles gehörig rubrizirt und klassifizirt. Menteli strich sein Salarium für einen Monat ein und ließ sich auf der Bibliothek nicht wieder sehen. „Aber Ihre Stelle“, sagte man zu ihm. „Was Stelle!“ erwiderte er, „die Arbeit ist gethan, ich habe keine Stelle mehr.“ Zur Belohnung jedoch räumte das Ministerium ihm eine kleine, kleine Zelle in dem alten von Sallu erbauten Pallast ein.

Menteli war königlich zufrieden; was hätte er mehr verlangt?

*) Man sieht, Herr Vidocq ist auch in der neuesten Damen-Literatur besessen; Herr von Balzac wird sich durch dieses Citat gewiß sehr geschmeichelt finden.

Er besaß eine jährliche Rente von 154 Franken (41 Thaler); davon konnte er große Ersparnisse machen. Ich selbst war Zeuge, daß er zuweilen in Verlegenheit darüber gerieth, was er mit seinem vielen Gelde anfangen sollte. Er wollte es gern sicher unterbringen. Etliche Wochen hindurch stand er alle Dual des Reichthums aus und hatte entsetzliche Furcht vor Dieben.

Wer Menteli persönlich gekannt hat, bedarf keiner Erklärung, um zu begreifen, wie das zuging. Aber den Leser müssen wir mit seiner Lebensweise etwas näher bekannt machen. Er hatte gar vielerlei Schriften studirt, keine öfter und keine fleißiger, als die von den alten Griechischen Philosophen. Plato war sein Orakel, den Plato wußte er auswendig, den Plato mengte er in alle Unterhaltungen ein. Ich glaube beinahe, wenn Jemand Plato gerufen, er hätte den Ruf auf sich bezogen, wie Pythagoras, wenn man den Namen Euphorbus rief. Man konnte wirklich glauben, daß die Seele eines alten Philosophen bei ihrer Wanderung in dem Leibe dieses Pannoniers angelangt sey; es ist auch möglich, daß er vielleicht selbst sich etwas der Art einredete; wenn alten Bildern und Büsten vom Plato zu glauben ist, so war die Ähnlichkeit von Menteli's Zügen mit denen Plato's eine höchst auffallende und gewiß mehr als zufällige. Für seine Lebenspraxis jedoch war er weit entfernt, Plato zum Muster zu nehmen; vielmehr hielt er sich an den Philosophen von Sinope. Bei den Angestellten und bei den Besuchern der Bibliothek nannte man ihn auch nicht andere, als Diogenes.

Menteli's ganze Garderobe bestand aus zwei Hauptstücken: aus einem alten militärischen Kommissantel, der ausfas, als wäre er niemals neu gewesen, und aus einem Paar Pantoffeln. Sein dichter Bart, halb grau, halb weiß, machte, daß er beinahe ausfas, wie Lafontaine's paysan du Danube. Seine Nahrung bestand in dem Ausschuß von Brod, den man an der Thür der Kasernen verkauft. Dazu kamen, wenn er sich einmal etwas zu Gute thun wollte, Wurzeln und rohe Kräuter, denn von einem Kochfeuer wußte er als ein Naturmenschen nichts. An Geräth besaß er einen hölzernen Stuhl, einen Schemel und einen kleinen Kasten, worein er seine Bücher und Papiere packen konnte. Doch glaube ich, daß er dieses luxuriöse Inventarium nicht mitgebracht, sondern in seiner Zelle vorgefunden hat, so daß er aus eigenen Mitteln nichts anzuschaffen brauchte, als ein Schreibzeug und zwei irdene Krüge. Beinahe hätte ich einen großen Sack von grauem Linnen vergessen, der ihm als Speisekammer diente und womit er alle 14 Tage auf den Markt einkaufen ging. Damit ist aber auch wirklich das ganze Inventarium seiner Habseligkeiten erschöpft und nun kann der Fiskus kommen und die Erbschaft unter Siegel legen. Danach wird es dem Leser begreiflich seyn, wie so Menteli auf seine jährlichen 154 Franken so große Summen ersparen und zurücklegen konnte — große Summen, ja wohl, denn vor vier Jahren hatte er ein seltenes Manuscript für 400 Franken gekauft. Von dieser großen Ausgabe wird sich der Schatz in den letzten Jahren schwerlich erholt haben.

Der Leser fragt vielleicht, ob es denn gar nicht möglich gewesen, die äußere Lage des wackeren Mannes ein wenig zu bessern? Darauf antworte ich unumwunden mit nein. Während eines strengen Winters schickten wir ihm Holz, er nahm es nicht an. Ja, er fand sich durch solches Anerbieten beleidigt, es schien ihm eine Herabsetzung seines Charakters. Einen Monat etwa vor seinem Tode sprach ich mit ihm von der Möglichkeit, ihm eine kleine Pension zu verschaffen. „Wozu“, sprach er lächelnd, „ich hab' schon zu viel Geld.“ In der That, Menteli hatte in seiner Lebensweise die strengsten Vorschriften und die reinsten Entsagungsträume der Philosophen verwirklicht; er hatte es nicht bloß beim Studium der Theorie der Weisheit bewenden lassen, sondern er war mit unerschütterlichem Muth an die Praxis gegangen. Durch die äußerste Einschränkung seiner Bedürfnisse hatte er die möglichste Unabhängigkeit erreicht, in welcher ein Mensch nur irgend leben kann, und in dieser Unabhängigkeit war er glücklich.

Endlich war es uns doch gelungen, für ihn ein kleines Stübchen ausfindig zu machen, worin er geräumiger, reinlicher und gesünder leben konnte, als in dem vergitterten Loch, in welchem er so viele Jahre zugebracht. Er ließ es sich gefallen, er sah es als eine Belohnung an, womit die Regierung ihm vieljährige, uneigennütige Arbeiten vergalt. Wie ein Kind freute er sich, als er von seinem neuen Domizil Besitz nahm.

Acht Tage war ihm die Freude vergönnt. Jüngst am Donnerstage, 22. Dezember 1836, ging Menteli wie gewöhnlich um drei Uhr Nachmittag hinaus, um seine beiden Krüge an der Seine mit Wasser zu füllen. Bekanntlich stand die Seine in diesen Tagen ungewöhnlich hoch. Der Philosoph ging langsam seines Weges und blieb am äußersten Ende der Ile Louvier dem Pont-Mario gegenüber, unterhalb der Statuen stehen. Er füllte den ersten Krug und stellt ihn neben sich ans Ufer, darauf taucht er den zweiten ein. Wie er diesen herausziehen wollte, muß sich irgend ein Hinderniß getroffen haben, das zu überwinden, dem Philosophen Anstrengung kostete; man überlege, daß Menteli nach gerade alt wurde, und bei seiner Diät nicht besonders zu Kräften kommen konnte. Ein Kahn war vom Sirome an das Ufer getrieben worden, aber nicht an dasselbe befestigt. Nun wollen einige Leute gesehen haben, daß Menteli, während er mit der rechten Hand den Krug im Wasser hielt, sich mit der Linken auf den Kahn stützte. Das war eine böse Zerstreung von einem Gelehrten, der sein ganzes Leben lang Statik und Mechanik studirt hatte, und es im Disputiren wohl mit Archimedes aufnehmen konnte. Natürlich trieb der Kahn, indem der Philosoph sich dagegen stützte, vom Ufer ab und der arme Menteli fiel in den reißenden Strom und sank unter. Arbeiter, die am Ufer Holz aufschichteten, schreien um Hilfe; es fuhren mehrere Kähne vorbei, aber man hörte sie nicht. Erst nach einer Viertelstunde fing ein Schiffer an zu suchen; vergebliche Mühe! Man hätte doch nur einen

Leichnam gefunden. Am Ende gaben sich die Leute zufrieden, da sie hörten, es wäre nur der Wilde aus dem Arsenal gewesen. Sie wußten freilich nicht, daß dieser Wilde einer der wackersten und merkwürdigsten Männer unserer Tage gewesen. — Menteli war etwa fünfzig Jahre alt. Obwohl er Vieles schriftlich hinterlassen hat, so wird doch schwerlich ein anderes Andenken an ihn bleiben, als das geringe, welches ich ihm in diesem trauernden Nachruf stiftete. Um seine Schriften zu benutzen, müßte man sie lesen können. Aber wer kann sie lesen, wer schafft uns einen zweiten Menteli, eine lebendige Polyglotte? — Er ist nicht zu ersetzen.

Bibliographie. Gleichzeitig sind im Laufe dieses Monats folgende entweder aus dem Deutschen übersetzt oder nach Deutschen Gelehrten bearbeitete Werke in Frankreich erschienen:

Description des îles Canaries. — Von Leopold v. Buch. Uebersetzt von Boulanger. Mit einem Atlas.

Vues de quelques phénomènes géologiques. — Von Abich. Fol. La famille Oswald. — Von Jakob Glas.

Nouvelle choix de paraboles. — Von Krummacher. Uebersetzt von X. Marmier.

Racines de la langue allemande. — Von Leuf.

Principes d'éducation. — Von Niemeyer. Uebersetzt von Lochmann. 2 Bände.

Le Serin. — Nebst mehreren anderen Erzählungen, von Christoph Schmid. Uebersetzt von L. Friedel.

Essai sur la philosophie de Hegel. — Von Willm. Erste Abth.

Mannigfaltiges.

— Amerikanische Zustände. Ein Deutscher, Herr F. J. Grund, hat so eben in London ein in Englischer Sprache abgefaßtes Buch über Amerika erscheinen lassen, das, als eine Frucht seines fünfzehnjährigen Aufenthaltes in den Vereinigten Staaten, zu gleicher Zeit als eine Widerlegung solcher Reiseberichte, wie der von Mistref Frolope, dienen soll. Die Klatschereien der guten Dame sind indessen längst schon der Vergessenheit übergeben durch gediegene Darstellungen Nord-Amerika's, wie z. B. die des Engländers Stuart, der Franzosen Tocqueville und Chevalier und des Deutschen Julius, dessen ausführlichere — allerdings nicht in Englischer Sprache abgefaßte — Arbeit wir ebenfalls bald erwarten können, und so dürfte Herr Grund in dieser Beziehung wohl etwas mehr oder weniger Ueberflüssiges geliefert haben. Sein Buch enthält auch, nach dem übereinstimmenden Urtheil Englischer Kritiker, wenig Neues und dagegen viel Widersprechendes. Er ist eben so sehr für Amerika eingenommen, als es Mistref Frolope dagegen war. Er schließt, eben so wie sie, von einzelnen Theilen auf das Ganze, und so können am Ende, wenn man ein solches Verfahren gelten läßt, Beide recht haben, obwohl sie sich fast überall widersprechen. Wunderbar ist nur, daß gerade Herr Grund, der Deutsche, so viel von dem intelligenten Volke Amerika's spricht; seiner Schilderung nach, ist die Wissenschaft nirgends höher geachtet, als jenseits des Atlantischen Meeres, während doch die oben genannten gründlichen Darsteller Amerikanischer Zustände alle darin übereinstimmen, daß nur die materiellen, nirgends aber die höheren geistigen Interessen einer sichtbaren Förderung sich erfreuten. Was wäre es denn auch sonst, was in der neuesten Zeit so viele gebildete Europäer, die in Nord-Amerika ein zweites Vaterland zu finden wählten, wieder nach dem alten Europa zurückgetrieben hat? Wir kennen einen Arzt, der in einer großen Deutschen Hansestadt eine sehr bedeutende Praxis ausübte, um in Amerika das Ideal gefelliger Einbeit aufzusuchen, das er in seinen altfränkischen Umgebungen schmerzlich vermisst hatte. Aber was fand er jenseits des Meeres? Nichts weniger als Mitgefühl; nichts weniger, als eine der feinen homogene Bildung und Empfänglichkeit für jeden Fortschritt der Humanität. Nach fünfjährigem Aufenthalt in den größeren Städten Nord-Amerika's ist er jetzt wieder in die ehrwürdige Deutsche Hansestadt zurückgekehrt, wo er mit den altfränkischen Einrichtungen sich verbündet hat, weil sie mit allen Vorzügen Europäischer Gesittung verbunden sind, die allein den Standpunkt einer wahrhaft großartigen Welt-Ansicht zu gewähren vermag.

— Die weiße Halsbinde kommt wieder zu Ehren. Die neuesten Pariser Mode-Zeitungen widmen diesem wichtigen Ereigniß, unter der Ueberschrift: „La restauration de la cravate blanche“, sehr ausführliche Betrachtungen. Die Restauration von 1814 ist in Paris kaum so viel besprochen worden, als die der weißen Halsbinden. In diesem Augenblicke, sagt der Entr'acte, ist die weiße Kravate bereits eine „Wahrheit“ geworden, die niemand mehr von sich weisen kann. Als sich auf einem der letzten Pariser Bälle ein junger Mann noch mit einer schwarzen Halsbinde zeigte, wurde er von mehreren Seiten mit der Frage aufgejogen, ob er etwa aus der Provinz oder aus dem „Quartier latin“ komme? Das nahm der junge Mann aber sehr übel; es kam zu Heransforderungen und mehrere weiße Halsbinden wurden bei dieser Gelegenheit blutig roth gefärbt. Natürlich hat nun dieses événement sanglant der neuen Restauration vollends das Siegel aufgedrückt, und weder im Theater noch auf der Promenade und in den Salons sieht man jetzt mehr eine schwarze Halsbinde. Dagegen soll bereits Herr Arnal damit beschäftigt seyn, ein neues Baudeville unter dem Titel „die schwarzen Kravatten“ auf die Bühne zu bringen.

*) The Americans in their moral, social and political relations. By Francis J. Grund. 2 vols. London, 1837.